

29. Woche 18. Juli 1986 Heft 333

Frankfurter Allgemeine Magazin



Onsen, Ort der Freude: mehr als ein reinigendes Bad. Die Wärme des Wassers umschließt den Körper, und stille Anmut fließt in die Seele: Der Alltag löst sich von der Haut, der Abend im japanischen Badehotel hat begonnen

Inhalt

Über Leute	6	
Wer sich die Küche zum Spielfeld macht: Elfie Casty	8	Michael Freitag Foto Calle Hesslefors
Weshalb sich die Zunge in acht nehmen muß: Kaugummi	14	Hartwig Frankenberg Illustrationen Heinz Edelmann
Wo sich die Glieder wohlig strecken: Onsen	22	Irmtraud Schaarschmidt-Richter Fotos Eberhard Grames
Fragebogen: Ulla Hahn	31	
Kalender der Woche	34	
Schach	35	Roswin Finkenzeller
Interview Kurt A. Körber:	36	Jürg Altwegg
Warum haben Sie kein schlechtes Gewissen?		
Matchbox: Kreuzwort, Ortstermin, Knopfrechnen	38	

Achten Sie auf Harmonie oder Das Genie hat einen eigenen Atem

Johannes Roth

„Man liest ein Werk zum zweiten Mal nur um seiner Details willen.“ Balzac dachte gewiß nicht an ein Sachbuch; standen ihm nicht die eigenen vortrefflichen Romane vor Augen, so jedenfalls die großen epischen Entwürfe der Weltliteratur. Seine Beobachtung ließe sich andersherum noch deutlicher formulieren: Bücher, die man nicht ein zweites Mal genauso aufmerksam lesen mag, müssen eigentlich gar nicht erst aufgeblättert werden. Schon darum ist ein halbwegs ordentliches Kochbuch jeder Romanbemühung überlegen. Die „Gelieb-

te Küche“ der schweizerischen Köchin Elfie Casty überflügelt jedoch auch die bedeutenden Werke der Gattung, weil sie romanhafte Züge trägt und zum Kapitelschluß überraschende Wendungen serviert, die der klassischen Novelle Ehre machten und die Nouvelle Cuisine der Castyschen Prägung über das Genre hinaus- und zurückführen zur „ehrlichen Küche“. Diese wunderbaren Wendungen heißen bei Frau Casty „das Spiel“ und wirken tatsächlich so spielerisch mitreißend, daß sich der Leser endlich zum Täter wandelt, sofern die vorausge-

gangene Rezept-Erzählung den Nachahmungstrieb nicht schon genügend gereizt hat. Zuvor hat die Autorin aber darauf hingewiesen, daß eine liebevolle Einleitung, ein Amuse-Bouche, ein Mund-Vergnügen, die Vorlust auf ein jegliches Menu fördert. Unser Menu besteht aus drei Hauptgängen, nämlich dem Porträt eben dieser lebenswerten und verehrungswürdigen Köchin, sodann einer nicht weniger ernsthaften Beschäftigung mit dem Kaugummi (Wo bleibt Ihr Chewing, Mr. Ewing?) und einem Bad in den heißen Quellen der Freude.

Unser Vorspiel heißt „Über Leute“, die anderen wichtigen Nebensächlichkeiten beginnen beim Fragebogen und Kalender, steigern sich übers Finkenzellersche Schach (das Interview steht zwischen- durch für die Käseplatte) schließlich zum Dessert-Trio der Matchbox. Das Leitmotiv der „Geliebten Küche“ von Elfie Casty lautet: Achten Sie auf Harmonie! Darum klingt nun zum Schluß der Auftakt wieder an: „Das Genie“, sagt Balzac, „hat einen Atem, der ihm ganz eigen ist und der selbst seine kleinsten Schöpfungen belebt“.



Das sind
Zigarren, die auch hanseatischen
Wiederkäuern die
Zähne schließlich stumpf
machen

Einmal ekelerregendes Exkrement, einmal naschbare Essenz – zweimal derselbe Stoff, immer jedoch höchst widersprüchlich: Kaugummi, alias Chewing Gum. Seine dehnbare Botschaft: Die Ästhetik der Ambivalenz kaut auf der Stelle.

Was am Anfang noch erfrischender Streifen mit dezentem Fischgrätmuster ist, degradiert sich in oralem Ambiente rasch zur amorphen Substanz und wird, fad in Geschmack und Aussehen, nach zigtausend Kaubewegungen achtlos ausgespien. Und dies vielleicht nur deshalb, weil plötzlich das Telefon klingelt. In der Kaumühle unserer malmenden Kieferladen findet so

GUMMI MIT SCHMACKES: CHEWING GUM

Von Hartwig Frankenberg

Illustrationen

Heinz Edelmann



die Destruktion einer geometrischen Form statt – eine schuldlose, aber äußerst widerstandsfähige Materie schwingt sich auf zum märtyrerhaften Stoßfänger unserer kau- und bißwütigen Zähne.

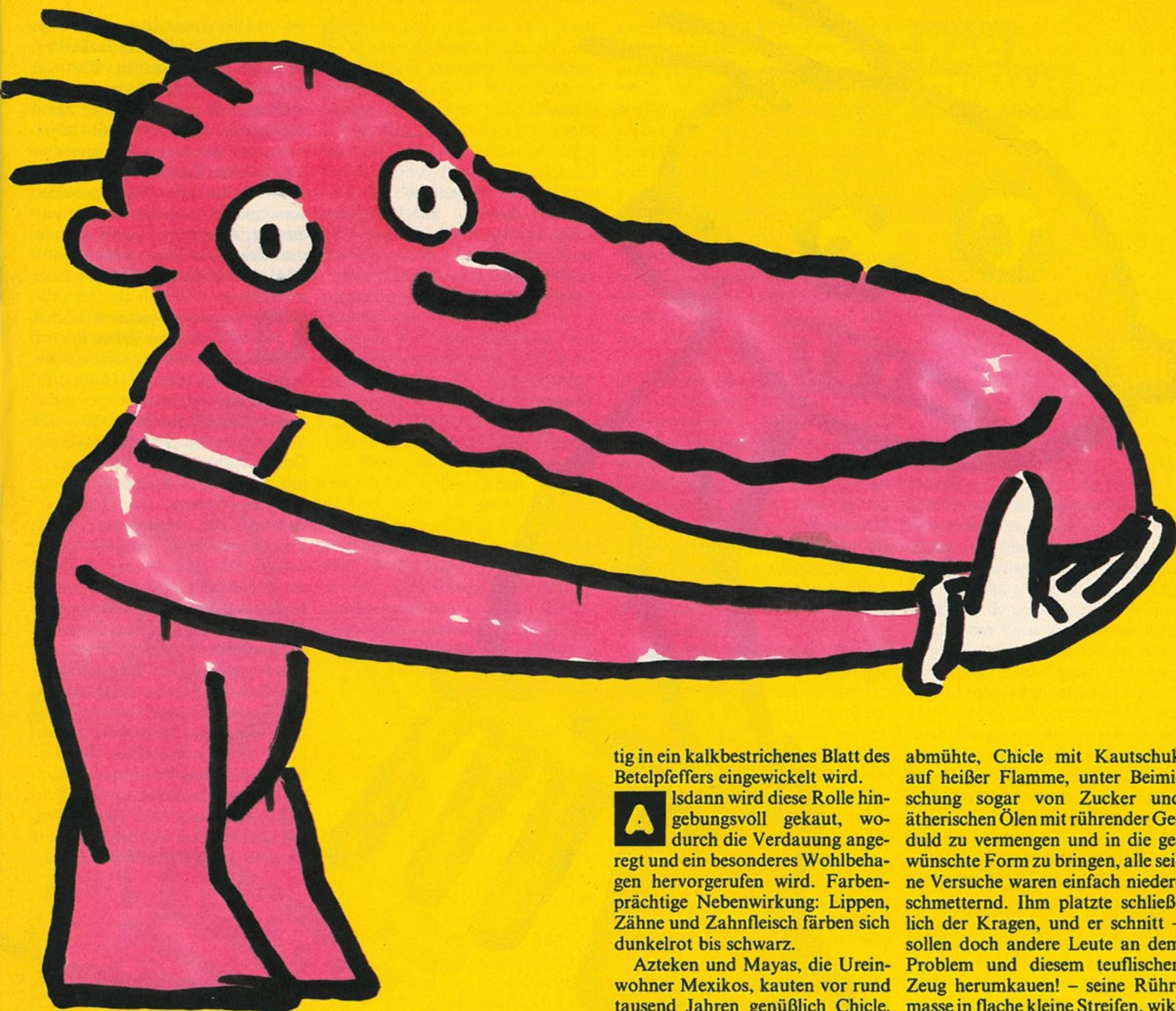
Kulinarische Askese lautet das strikte und unerbittliche Gebot für den Dauerkauer. Kauen, sonst die genüßliche Zeitspanne bis zum nächsten Biß, wird hier scheinbar gnadenlos aus dem natürlichen Ablauf des Verdauungsprozesses herausgerissen, verselbständigt und schier ins Unendliche fortgesetzt. Ein dynamischer Prozeß, jäh seiner ureigensten Bedeutung beraubt, wird auf reine, aber höchst vitale Bewegung reduziert.

Haß und Liebe treffen den Kaugummi in gleicher Weise. Wer ihn unter der Schuhsohle kleben hat, stimmt ein Fluchkonzert an, als sei er aus Versehen in einen stinkenden Hundehaufen getreten. Wer aber irgendwo auf der Stelle tritt, sei es sitzend aus Langeweile im Englischunterricht oder standhaft an der Bushaltestelle wartend, sei es aus begeisterter Anspannung in der Nordkurve des Fußballstadions – nur zu gerne greift man nach den kleinen, bunt verpackten Streifen, Dragees, Kugeln und Karamellformen. Kaugummi überall! Es gibt ihn an jeder Ecke: in der Drogerie, an der Tankstelle, in der Bäckerei, am Büdchen, im Kino, in der Kneipe, am Automaten, im Zigarettengeschäft, bei Tante Emma, im Supermarkt an der Kasse.

Aber zum Ärger von Lehrern, Eltern und Stadtreinigern klebt er hartnäckig unter jeder Stuhl- oder Tischkante, in jeder Fußgängerzone und auf jedem Bürgersteig – so zäh, daß kaum ein Reinigungsmittel ihn ablösen kann, und nur strenge Winter mit klirrender Kälte ihn langsam verwittern lassen.

Wer aber kulturpessimistisch glaubt, den Kaugummi in seinen vielen Spielarten als typische Ausgeburt der westlichen, sprich amerikanischen Zivilisation zähneknirschend in Grund und Boden verdammen zu müssen, der geht der Kau- und Klebmasse gründlich auf den Leim. Denn auf der Stelle gekaut wurde eigentlich schon immer, wenn auch erst seit rund hundert Jahren auf industriell gefertigten Produkten.

Pädagogisch gewitzte Latein- oder Griechischlehrer sollten ihren schmatzenden Kau-Boys und Kau-Girls keinesfalls verheimlichen, daß schon die alten Griechen und Römer begeisterte Dauerkauer waren. Als Mastix ist die beliebte Kaumasse den mediterranen Völkern seit alters bekannt – jenes wohlschmeckende Harz, das vorwiegend auf



der Insel Chios im Ägäischen Meer, nur wenige Meilen von der Küste Kleasiens entfernt, bis heute aus der Rinde des Mastixbaumes gewonnen wird. Nicht zuletzt dem geschäftstüchtigen und ehrgeizigen Sultan von Chios ist es zu verdanken, daß die geschichtsträchtige Insel – nach einer Legende soll Homer dort geboren sein – für Handel und Vertrieb des begehrten Kaumittels ein jahrhundertlanges Monopol besaß. Dieser aromatische Kaugummi, dem auch aphrodisische Wirkungen nachgesagt werden, war bei den Haremsdamen äußerst gefragt. 1822, als die griechischen Freiheitskriege tobten, verschonte deshalb der Sultan seinen Frauen zuliebe die Mastixbauern bei dem großen Massaker von Chios.

Mastix, heute meist zur Herstellung von Firnissen und Lacken sowie zur Veredelung von alkoholischen Getränken verwendet, beseitigte schon früh störenden Mund-

geruch und sorgte für die Reinigung der Zähne. Es diente überdies der antiken Pharmazie als Vehikel bitter schmeckender Arzneien und wurde im Mittelalter von islamischen Ärzten bis nach Europa gebracht, wo es seitdem im Arzneimittelschatz der Apotheken nachgewiesen werden kann.

Eingeborene in Südasien und Ostafrika kauen gerne den Betelbissen, ein begehrtes Anregungs- und Genußmittel, das aus einer vorsichtig gerösteten Betelnuß-Scheibe besteht, die mit etwas Gambir-Extrakt und meist auch mit einer Prise Tabak sorgfäl-

tig in ein kalkbestrichenes Blatt des Betelpfeffers eingewickelt wird.

Alsdann wird diese Rolle hingebungsvoll gekaut, wodurch die Verdauung angeregt und ein besonderes Wohlbehagen hervorgerufen wird. Farbenprächige Nebenwirkung: Lippen, Zähne und Zahnfleisch färben sich dunkelrot bis schwarz.

Azteken und Mayas, die Ureinwohner Mexikos, kauten vor rund tausend Jahren genüßlich Chicle, jenen eingedickten Milchsaft aus der Rinde des riesigen Sapotill-Baumes. Und ein Klumpen Chicle war es auch, mit dem im Frühjahr 1850 der arbeitslose Amerikaner Thomas Adams herumexperimentierte. An Kaugummi dachte er dabei zunächst nicht. Er hatte sich vielmehr in den Kopf gesetzt, geräuschkämpfende und elastische Vollgummireifen für die ewig ratternden, eisenbewehrten Kutschenräder zu erfinden.

Und wie so oft in der Geschichte der Entdeckungen erging es auch Adams: Aus dem Vollgummireifen wurde nichts. Wie sehr er sich auch

abmühte, Chicle mit Kautschuk auf heißer Flamme, unter Beimischung sogar von Zucker und ätherischen Ölen mit rührender Geduld zu vermengen und in die gewünschte Form zu bringen, alle seine Versuche waren einfach niederschmetternd. Ihm platzte schließlich der Kragen, und er schnitt – sollen doch andere Leute an dem Problem und diesem teuflischen Zeug herumkauen! – seine Rührmasse in flache kleine Streifen, wickelte sie in Buntpapier und brachte sie kurzerhand als „Adams New York No. 1“ zu seinem Kaufmann, der die klebrig-zuckrige Ware direkt neben der Kasse feilbot. Die Wirkung bei den Kunden war verblüffend: Sie wollten mehr davon haben! Offensichtlich war der berühmte Zeitgeist mit im Spiel, denn nun kamen auch andere Amerikaner auf den Kau-Geschmack.

Aus der Frühgeschichte des industriell gefertigten Kaugummis ist im übrigen ein weiteres Kuriosum zu vermelden, ohne das diese Geschichte vielleicht einen ganz anderen Verlauf genommen hätte.

Kaugummi zum Genuß: Zäh zwischen den Zähnen



William Wrigley, der hoffnungsvolle Sprößling eines wenig erfolgreichen Seifenfabrikanten aus Philadelphia, war ein miserabler Schüler, der nur Unsinn im Kopf hatte. Aber eines Tages kam seine Befreiung, und er flog von der Schule. Mit einem Pferdewagen zog er wenig später als Verkäufer der väterlichen Seife über Land, wobei er bald auf einen kleinen Trick verfiel. Um seinen Seifenumsatz zu steigern, vermachte er jedem Kunden, der ihm ein

Stück abkaufte, ein Tütchen Backpulver als kleines Werbegeschenk. Das klappte auf Anhieb! Und das Überraschende: Die Zugabe war bald begehrter als die seifige Substanz. Darauf verkaufte er nur noch Backpulver und machte wieder ein Werbegeschenk: Kaugummi! An dem blieb William Wrigley zeitlebens kleben und baute, zwar mit erheblichem Werbeaufwand, aber dennoch sehr erfolgreich, sein Kaugummi-Weltimperium auf, das sich noch heute im Besitz der Gründer-Dynastie befindet.

Als Werbegeschenk kam der Kaugummi auch nach Deutschland. Chewing Gum! Vierzig- bis Sechzigjährige unter uns können sich noch sehr lebhaft daran erinnern, daß es die freundlichen amerikanischen Soldaten waren, die in den Nachkriegsjahren den Kindern am Straßenrand das Kauwunder aus ihren vorbeifahrenden Jeeps

zuwarfen. Beglückende Botschaften aus einer anderen Welt! Und noch heute sind es die Kinder, denen die Kaugummi-Produzenten fast ein Drittel ihres Umsatzes zu verdanken haben. Die Hersteller, die nicht minder unter dem Pillenknick leiden, lohnen dies mit allen möglichen Geschmacksrichtungen, Packungsformen und Werbeideen – von Cola-Aroma bis Erdbeere, von aufblasbaren Bubble Gums und bunten Bildchen zum Sammeln bis zu phantasievollen Comic-Inseraten in den einschlägigen Kinderzeitschriften. Und wer es nicht glauben mag: Kaugummi gibt es auch aus der Tube!

Den Erwachsenen erwarten Kaugummis als klassische Streifen oder klinisch anmutende Dragees. Auch hier ist für jeden die mundgerechte Kaumasse zu finden: zuckerfreie Kaugummis für vorsichtige Diabetiker und zerknirschte Ge-

wichthalter sowie solche Kauexemplare, die an Gebiß oder Jacketkronen nicht haften bleiben. Und wer sich unbedingt das Rauchen abgewöhnen will oder gar unter heimtückischer Reisekrankheit leidet, kann sich von seinem Hausarzt entsprechende Kaupharmaka gegen die unliebsamen Naturgewalten verschreiben lassen. Überhaupt scheint, Apotheker deuten dies an, die Tradition der pharmazeutischen Kaumittel allmählich wieder aufzuleben.

Kaugummis vielleicht schon bald für fast jeden Bedarf: mit Vitaminen für ein gesundes Leben, gegen die Grippe mit Antibiotika, mit Sedativa gegen das Zipperlein, als Antibaby-Chew für die zeitgerechte Familienplanung. Oder: Kalorienfreie Kaugummis mit Hähnchen-, Rumpsteak- oder Buletten-Flavour für Schwergewichtler, die entschlossen ihrem Fliegengewicht entgegenkauen wollen. Für aufgeriebene Manager eiweißhaltige Lunch Gums mit lebenswichtigen Spurenelementen. Classical Gums und Pop Gums für Freunde der E- und U-Musik, die durch gleichmäßige Kaubewegungen ihren Beethoven oder ihren Stevie Wonder kauend freisetzen und über Kiefer und Schneckengang dezent, aber stereophon den verwöhnten Ohren übermitteln. Special Chewing for everybody! Der Produktprofilierung sind keine Grenzen gesetzt. Und wer der Kau-Sitte partout nichts abgewinnen mag,



sollte nicht vergessen, daß man jeden Chewing Gum kräftig durchgekaut sehr gut zur Abdichtung eines wasserdurchlässigen Autofensters benutzen kann. Zur kurzfristigen Aufbewahrung eignet sich ja der heimliche Ort hinter dem Ohr. Wer aber am nächsten Morgen gleich nach dem Aufwachen weiterkauen möchte, muß sich die Frage gefallen lassen: „Does Your Chewing Gum Lose Its Flavour On The Bedpost Over Night?“, jener übermütige Schlager aus den fünfziger Jahren des schlitzohrigen „King Of Skiffle“, Lonnie Donegan. Durch Unbekümmertheit, wenn nicht gar Protest, zeichnen sich auch solche Kau-Gemüter aus, die mit Bubble Gum ihre schönen Blasen pusten.

Eine Sportart, die sich sogar im Guinness-Buch der Rekorde verewigt hat: „Kaugummiblasen. Der Rekorddurchmesser für einen aufgeblasenen Kaugummi beträgt 48,9 cm, erzielt im April 1979 von Susan Montgomery (18) aus Fresno, Kalifornien (USA).“ Die Chance: Auf den kauwitzigen Long Distance Chewer, der bereit ist, einen spektakulären Rekord in der Disziplin des Kaugummi-Dauerkauens aufzustellen, wartet immerhin eine prominente Eintragung!

Noch sind die Hersteller von Kau-Gütern zufrieden: Für Kaugummi geben die Bundesbürger mehr Geld aus als für Feinwaschmittel und Deodorants. „Kaugummi ist insgesamt ein solider Umsatz und Ertragsfaktor, mit dem der Handel fest rechnen kann. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß man dieser Produktgruppe im Verkauf starke Aufmerksamkeit widmet“, so der amtierende Vorsitzende des Kaugummi-Verbandes in Stuttgart, Alfons A. Jakob. Im Gegensatz zu den Amerikanern, von

denen jeder jedes Jahr im Schnitt nach zweihundert Kaustreifen greift, bringen es die Bundesdeutschen nur auf sechzig Streifen pro Jahr und Kau-Kopf. Verkauft werden dabei allerdings immerhin stattliche vierhundert Millionen Mark. Und wer als westöstlich Reisender im fernen Moskau noch länger auf die schwarze Kaufkraft kapitalistischer Kaugummiwerte vertraut, muß sich langsam darauf gefaßt machen, daß dort seit einigen Jahren im Süßwarenkombinat „Rote Front“ mit Hilfe deutscher Maschinen und westlicher Rezepturen russische Kaugummis, sie heißen „Swatschkis“, hergestellt werden. Ironie des Schicksals: Für diese Lei-

stung wurde das Kombinat schon zweimal mit dem Lenin-Orden ausgezeichnet.

Bei guterhaltenem Gebiß – gleich, ob westlicher oder östlicher Kau-Art – sind immerhin etwa hundert Kau-Takte pro Minute zu schaffen. Auf einer vierstündigen Autofahrt von Düsseldorf nach Hamburg kommen so leicht 24000 Kau-Akte zustande.

Hamburg? Dort lebt und arbeitet eine Künstlerin, die den Kaugummi zur Kau-Kunst erhoben hat. Sie heißt Ulrike Weigt und ist mit Fotos, Zeichnungen und Objekten dem Kaukörper zu Leibe gerückt. „Für mich ist der durchgekaute Kaugummi etwas Persönliches von jedem einzelnen“, sagte sie sich und bat ihre keinesfalls entsetzte Verwandtschaft um entsprechende Kauproben. Das Ganze ist nun als „Stammbaum“ unter Glas zu bewundern: Wie seltsam-seltene Käfer sind sechs Kau-Reliquien der lieben Verwandten aufgespießt und fein säuberlich gekennzeichnet. Kaugummis sind schließlich auch nur Menschen!

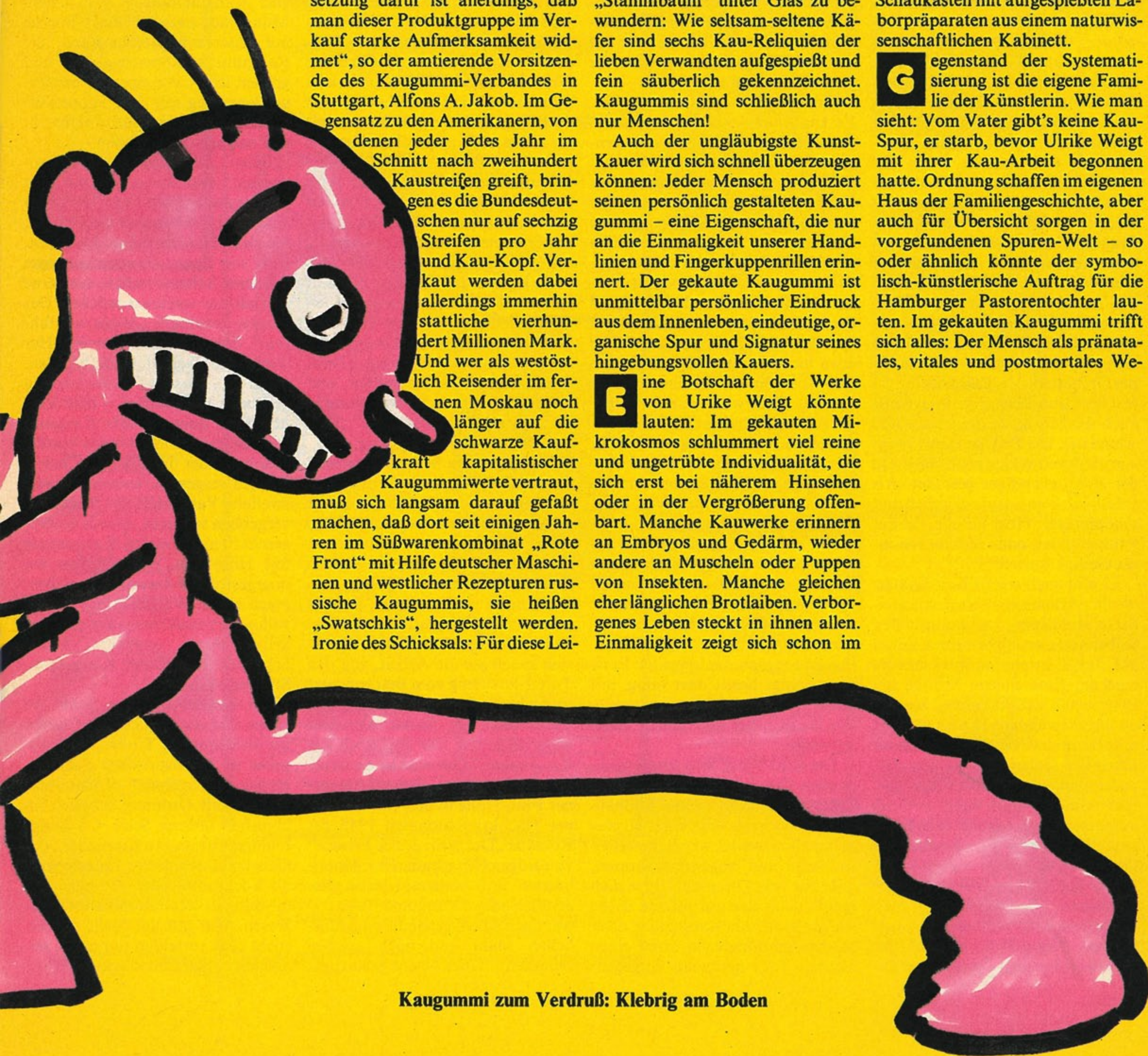
Auch der ungläubigste Kunst-Kauer wird sich schnell überzeugen können: Jeder Mensch produziert seinen persönlich gestalteten Kaugummi – eine Eigenschaft, die nur an die Einmaligkeit unserer Handlinien und Fingerkuppenrillen erinnert. Der gekaute Kaugummi ist unmittelbar persönlicher Eindruck aus dem Innenleben, eindeutige, organische Spur und Signatur seines hingebungsvollen Kauers.

Eine Botschaft der Werke von Urike Weigt könnte lauten: Im gekauten Mikrokosmos schlummert viel reine und ungetrübte Individualität, die sich erst bei näherem Hinsehen oder in der Vergrößerung offenbart. Manche Kauwerke erinnern an Embryos und Gedärm, wieder andere an Muscheln oder Puppen von Insekten. Manche gleichen eher länglichen Brotlaiben. Verborgenes Leben steckt in ihnen allen. Einmaligkeit zeigt sich schon im

**KAU
GUMMI**

Pränatalen und Subkutanen. Das Objekt „Stammbaum“ ähnelt wahrlich einem didaktischen Schaukasten mit aufgespießten Laborpräparaten aus einem naturwissenschaftlichen Kabinett.

Gegenstand der Systematisierung ist die eigene Familie der Künstlerin. Wie man sieht: Vom Vater gibt's keine Kau-Spur, er starb, bevor Ulrike Weigt mit ihrer Kau-Arbeit begonnen hatte. Ordnung schaffen im eigenen Haus der Familiengeschichte, aber auch für Übersicht sorgen in der vorgefundenen Spuren-Welt – so oder ähnlich könnte der symbolisch-künstlerische Auftrag für die Hamburger Pastorentochter lauten. Im gekauten Kaugummi trifft sich alles: Der Mensch als pränatales, vitales und postmortales We-



Kaugummi zum Verdruß: Klebrig am Boden

KAUGUMMI

sen, im Schnittpunkt von erlebter Entwicklung und aktiv geleisteter Ordnung. Spurensicherung in Koffer oder Kästchen: Der Mensch als Sammler und Jäger auf der Suche nach dem verlorenen oder verborgenen Innenleben der Außenwelt der Innenwelt.

Auch wer ohne alle künstlerische Absicht seinen Kaugummi kaut, steht unweigerlich in einem bestimmten Verhältnis zu seiner persönlich erlebten Zeit. Die Kindheit miteingeschlossen. Denn nach der psychoanalytischen Theorie entdecken wir die Welt zuerst mit dem Mund. So kaut zum Beispiel der Kau-Takter deshalb, weil es ihm die Illusion von Beschäftigung und Betriebsamkeit, von Ausgefülltheit und Sinngebung verschafft. Typische Situation: Ein Schüler der dreizehnten Klasse sitzt an einem Hausaufsatz und soll etwas Kluges über „Iphigenie auf Tauris“ schreiben. Da schwitzt er nun, der arme Tropf, und zermartert sein Hirn. In seiner Verzweiflung greift er zum Kaugummi – und siehe da, nach fünf Minuten steht der erste Satz auf dem Papier! Ob's immer so prompt klappt, ist natürlich eine andere Frage. Tatsache ist aber, daß sich der Kauer in einer Art magischer Handlung erst einmal motorisch auf Trab bringt, in der Hoffnung, die geistige Bewegung möge dann bald nachfolgen. Er handelt wie ein Dirigent, der vor dem Einsatz seines Orchesters den Takt vorgibt. Ist erst der Grundschlag da, folgt meist auch die Musik, so die unbewußte Annahme. Die Zeit, so Henri Bergson, ist ihrem Wesen nach Dauer, in der sich Lebendiges gestaltet. Als Erlebniszeit ist sie ursprünglich und schöpferisch. Trost für alle, die auf Paukenschlag oder Flötentöne ihres Genius warten!

Es gibt auch solche Kau-Takter, die ihr Malmen als Versatzstück einer durchaus wirkungsvollen Selbstinszenierung benutzen, um so auf ihre Existenz aufmerksam zu machen. Eine einsam Schöne am Badestrand schickt kauend Signale an ihre Bewunderer. Diese motorische Ikonografie in der Mimik einer scheinbar Gelangweilten löst mitunter unbeschreibliche Reize aus. Nur muß die Gute dabei höllisch aufpassen: Wie schnell rutscht so manche hübsche Fee kauend ins Gewöhnliche hinab!

Der Kau-Takter lebt im Vorgeburtlichen. Er wartet auf den schöpferischen, zumindest sinngebenden Augenblick, in dem der Funke überspringt – was immer das

auch sein mag. Sein Schrittmacher der aktiven Melancholie läßt ihn sagen: Ich kaue, also bin ich. Erster Lehrsatz der Kau-Philosophie. Substitut für die verhinderte, behinderte, hoffentlich bald beginnende Aktion ist malmendes minimal life, Leerlauf mit Bedeutung. Die alten Griechen nannten dies „Arché“ und bezeichneten damit den Lauf der Gestirne weit vor Erschaffung des Menschen. Im „Timaios“ von Platon ist zu lesen, daß Gott die Welt als eine vollkommene Kugel geschaffen habe, die sich im Kreise ewig um sich selbst bewegt. Ereignisse einer Urzeit, die sich identisch wiederholen, ohne an eine bestimmte Zeit gebunden zu sein. Kaugummi-Kauen dann als Medium der göttlichen und ewigen Zeit? Warum nicht? Mythische Ur-Ereignisse holen uns ständig in unserem profanen Leben ein: Wer Kaugummi kaut, wartet innerlich pulsierend auf etwas Bestimmtes, ob auf den städtischen Bus oder die große Erleuchtung.

Der Kau-Protz: Er ist ein Sadist. Er kaut, weil er Kommunikation erschweren, weil er seinem Gegenüber Macht demonstrieren will. Das sind die draufgängerischen Kommissare in amerikanischen Kriminalfilmen, die Kaugummi kauend ihre Weisungen erteilen und Verdächtige ihrem kaltschnäuzigen Verhör schmatzend unterziehen. Und wehe dem, der den Spieß umdrehen will und im Angesichte der Macht zu kauen beginnt! Wer etwa hierzulande Kaugummi kauend vor Gericht erscheint, dem kann es leicht wie jenem Straubinger Arzt und Stadtrat passieren, der aufgrund einer solchen Untat vor wenigen Jahren wegen „Ungebühr“ zu drei Tagen Haft verdonnert wurde. Zweiter Lehrsatz: Wer kaut, provoziert.

Der Kau-Müßige: Er lebt im Eskapismus. Freiwillig: Er kann sich kauend von primären Bedürfnissen wie Essen und Trinken ablenken, seine Müdigkeit eine Weile übertönen, oder aber dem Laster des Rauchens begegnen. Unfreiwillig: Er ist nur bedingt bereit oder fähig, mit seiner Umgebung zu synchronisieren, da er lieber im eigenen Takte schwelgt.

Der Kau-Trotz: Wer einem spannenden Geschehen beiwohnt, wen die Anspannung eines Fußball-Bundesligaspiels oder eines Krimis zu schaffen macht, wer in der Kneipe steht und begeistert flippert, oder für wen „Mensch ärgere dich nicht“ noch eine aufregende Sache ist, der greift zum Kaugummi, da er so dem empfundenen Streß einen eigenen Takt malmend entgegen-

setzt. Ob Streß oder Langeweile: Kaugummi-Kauen ist immer ein energetisches Regulativ zur undramatischen Rettung der eigenen Identität: Ich kaue, also bin ich doch. Dritter Lehrsatz.

Ob geliebt, gehaßt oder geduldet, der Kaugummi hat seinen Sitz im Leben jeder Welt und jeder Zeit. Ein kärgliches Schattendasein führt er dagegen im Reich literarischer und religiöser Texte. Kaum einer will mit ihm etwas zu tun haben: Novalis nicht mit der blauen Blume in seinem „Heinrich von Ofterdingen“, Mörike nicht mit der Pomeranze in seiner Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“, erst recht nicht die Heilige Schrift mit dem Granatapfel im Hohenlied Salomons. Immerhin: Einige Autoren benutzen Kaugummi, sogar auch literarisch: „Danach steckte Brummer einen Kaugummi in den Mund und fing an zu pfeifen“, heißt es lakonisch bei Johannes Mario Simmel in dem Roman „Affäre der Nina B.“. Oder: „Mit sechzehn und siebzehn hab' ich auch Kaugummis und Jungs im Kopf gehabt und weiter nichts, hab' ich doch an Beethoven nicht gedacht“, erzählt eine Arbeiterin in der „Pantherfrau“ von Sarah Kirsch. Oder: „Diesmal nahm Hantipanti einen Kaugummi. Er kaute so lange darauf herum, bis der Geschmack heraus war, dann legte er den Kopf zurück und spuckte den Kaugummi gegen den Himmel. Der Kaugummi klebte an dem Himmel fest und wurde die Sonne.“ Na, wenigstens etwas, denkt da der Spurensucher und freut sich über die Verwandlung in dem Erzählungsbändchen „Drei Schiffe“ von Christa Reinig.

Oder: Wenige Minuten vor dem Flugzeugabsturz wagt nichtsahnend ein wenig sympathischer Herr seinem weiblichen Gegenüber zum wiederholten Male einen plumpen Annäherungsversuch: „Herr von Gebhardt wartete mit Kaugummi auf“, heißt es da in dem Roman „Rendezvous in Paris“ von Vicki Baum. Oder: „Frau Holle machte sich gleich an die Arbeit, zog den Toten vorsichtig vom Bett herunter und schleifte ihn über den holprigen Fußboden. So, dachte sie. Der wiegt nicht viel. Die sind doch aus Kaugummi.“ Gemeint ist der amerikanische Major, Freund ebenjener Frau Holle in den ersten Berliner Nachkriegsmonaten 1945 des Romans „Der Nazi & der Friseur“ von Edgar Hilsenrath. Der Amerikaner – ihre Mehrzahl heißt gelegentlich „diese Kaugummiheinis“ – war nach einem besonders ausführlichen Mahl und nach „sieben Nummern“ über Nacht gestorben.

Oder: In dem Band mit dem bezeichnenden Titel „Versuchte Nähe“ von Hans Joachim Schädlich schildert der Autor den verkrampften Besuch einer ängstlich respektierten Tante und das Scheitern der rührend bemühten Kontaktpflege schon bald nach Eintreffen der Besucherin, nicht zuletzt durch das harmlos-natürliche Verhalten eines kleinen Jungen, Paulchen: „Sie (die Tante) öffnet die Hände und läßt mehrere bubble gums auf Paulchen niederregnen. Paulchen geht wie rasend auf die Knie, kriecht auf allen vieren um Tante herum und sammelt die Blasenbauer! BLasenbauer! auf... Dann beugt sie sich über ihren Teller und löffelt los. Paulchen aber rührt abwesend in seiner Suppe herum und kaut und kaut an seinem bubble gum. Plötzlich stülpt sich eine Kaugummibläse vor seinem Mund aus, entsetzt blickt Sophie auf unser ungeratenes Kind, die Kaugummibläse wird größer und größer, ich mache eine unvorsichtige Bewegung mit dem Suppenlöffel, und ein harter Knall unterbricht den mittäglichen Frieden.“

Oder: „Der quergestreifte Kaugummi“, eine Sammlung mit acht Kindergeschichten von Ephraim Kishon. In der letzten Geschichte, die dem Bändchen den Titel gibt, wird von einem Ehepaar mit zwei kleineren Söhnen erzählt, das gerne mal alleine verreisen möchte. Der jüngste rebelliert: „Nicht wegfahren!“. Nach einigem Hin und Her dürfen die Eltern doch aufbrechen, wenn sie – das ist das leichtsinnig gegebene Versprechen – dem kleinen Amir quergestreifte Kaugummis aus Europa mitbringen. Natürlich geht der inständige Kinderwunsch vergessen, worauf der verzweifelte Vater nach der Rückkehr vergeblich versucht, eilends herbeigeschafften normalen Kaugummis mit Hilfe von Wasserfarben ein quergestreiftes Aussehen zu geben. Nach einem Wutanfall des unfreiwilligen Produktdesigners sagt der kleine Amir endlich: „Mhm. Schmeckt fein. Guter Kaugummi. Streifen pfui.“

Ob Langeweile oder Streß, ob raum- und zeitentrückt oder mitten im verzehrenden Trubel, ob Taktgeber im Provisorischen oder rettendes Metronom: Kaugummi-Kauen hilft Ordnung schaffen im Haushalt unserer Seele. Ob Bodybuilding für unsere Kinnlader oder Gebetsmühle unseres Innenlebens, ob Lockmittel oder Drohgebärde in unseren Kommunikationsprozessen: Wer auf der Stelle malmt, sucht oder verteidigt nur eines, seine vieldeutige Einmaligkeit. ○